

Afrika kommt nach Venedig

Die 18. Architekturbiennale richtet den Blick zum ersten Mal auf den lange vergessenen Kontinent und seine vielstimmigen Erfahrungen. **Von Gerhard Mack**

Die Türme des neusten New Yorker Wolkenkratzerquartiers Hudson Yards schimmern mit ihren Glasfassaden wie Edelsteine. Ein paar halbkugelförmige Hütten bilden ein Dorf in einer ausgetrockneten Landschaft. Die beiden Modelle stehen in der 18. Architekturbiennale Venedig nebeneinander. Damit machen der spanische Architekt Andrés Jaque und sein Office for Political Innovation anschaulich, wie die westliche Glitzerwelt mit der Ausbeutung von Rohstoffen in Afrika verbunden ist. Das Chrom für die Bauten kommt aus Simbabwe, das Metallgemisch Ilmenit aus Südafrika und das Kobalt aus den Nyungu-Minen in Sambia.

Der Beitrag führt ins Zentrum der diesjährigen Architekturbiennale Venedig. Für einmal ist die Ausstellung keine Leistungsschau und kein Stelldichein der internationalen Elite der Stararchitekten, die sich teilweise dann doch in Venedig zu Partys und Sonderprojekten trafen. Zum ersten Mal ist mit Afrika ein Kontinent Gegenstand der grössten Architekturausstellung der Welt, und diese wird von Lesley Lokko kuratiert. Die 1964 in Dundee geborene schottisch-ghanaische Architektin gründete Architekturinstitute in Johannesburg und in Accra, um die Ausbildung junger afrikanischer Berufsleute zu fördern. Mit ihrer Biennale sollen Afrika und die globale afrikanische Diaspora mit ihren hybriden Identitäten in den Blick rücken. Von 89 Teilnehmenden bringen mehr als die Hälfte diese Erfahrungen mit, viele sind sehr jung, und fast die Hälfte betreiben Architektur alleine oder mit nicht mehr als fünf Mitarbeitenden. Die beiden Dauerthemen Dekolonialisierung und Dekarbonisierung geben die Perspektive vor, unter der sie die Welt sehen.

Indigenes Wissen weitergeben

Und was erfahren wir, wenn wir nun erstmals so konzentriert durch die afrikanische Brille auf unsere Gegenwart schauen? Zunächst einmal setzen sich viele Beiträge mit den Lebensbedingungen der Betroffenen auseinander: Wir hören in einer Klangarbeit Menschen von ihrem Alltag im islamischen Afrika erzählen. Musiker und Tänzer beschwören die Erde. Bisweilen fühlt man sich fast bei der letzten Documenta in Kassel. Für einen Afroamerikaner wird die Hütte seines Grossvaters zum persönlichen Ort von Freiheit und Freude. Das kenyanische Cave-Büro ist eine von vielen Initiativen, die indigenes Wissen weitergeben wollen. Dabei spielen regionale Materialien und Bautraditionen eine zentrale Rolle. Der burkinabische Architekt Diébédo Francis Kéré mit Büros in Berlin und Burkina Faso wurde für seine eleganten, lokal orientierten Bauten mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnet und ist ein zentraler Gewährsmann dieser Biennale.

Die grossen Probleme unserer Zeit aus afrikanischer Perspektive zu erfahren, ist



Kein Stelldichein der internationalen Elite der Stararchitekten: Das diesjährige Festivalgelände.

zweifelloso wertvoll. Zumal dadurch auch viele andere Regionen in Südamerika und Asien in den Blick kommen, die unter Ausbeutung und Abhängigkeit leiden. Fast noch mehr hätte einen aber interessiert, wie dieser Blick in konkrete Architektur einfließt, zumal in Afrika junge Architekten schneller bauen können, weil es weniger Reglementierungen gibt. Hier hält sich Lesley Lokko weitgehend zurück; sie will Fragen stellen, sagte sie bei einer Führung. Immerhin gibt es ein paar Ausnahmen. So entwickeln die Genfer Architekten Le laboratoire d'architecture ein Projekt für die Erhaltung der bedrohten Lebensform der Nomaden zwischen Tunesien und Algerien. Und Rashid Ali hat für die Hauptstadt Somalilands, Hargeisa, einen Hofpavillon realisiert. Wenn man liest, wie er mit kleinen Eingriffen öffentliche Räume schaffen, die Stadt beleben, die Bürgerschaft beteiligen und informelle Treffpunkte anbieten will, unterscheidet sich das kaum von urbanistischen Überlegungen westlicher Architekten.

Das gilt noch mehr für die Grossprojekte, die David Adjaye, der Superstar dieser Biennale, vorstellt. Sie reichen von einer Begräbnisgedenkstätte über ein Spital bis zu einem Museum (für die Benin-Bronzen) und einer Kirche. Sie kommen in den Modellen so teuer und glatt daher wie die seiner westlichen Starkollegen. Aber vielleicht will diese Biennale ja gerade das vermitteln: In einer globalen Welt stehen alle im Austausch miteinander und sind sich viel näher, als die

Klischees es vortäuschen. Offenheit und Öffnung sind dabei die Zauberworte, die eine gemeinsame Zukunft aufschliessen können.

Schweizer Pavillon öffnet sich

Als wollten sie diesem idealistischen Grundtenor ein konkretes Beispiel zur Seite stellen, haben zwei Länder die Aufforderung zur Öffnung wörtlich genommen: Die Österreicher wollten ihren Pavillon ins benachbarte Quartier öffnen. Das wurde von der Biennale abgelehnt. Die Schweizer haben den Pavillon von Bruno Giacometti zum benachbarten Pavillon Venezuelas geöffnet. Eine historische Analyse der Pläne beider Bauten zeigte, wie beide ursprünglich aufeinander bezogen waren. Carlo Scarpa, der von Venezuela, dem damals reichsten Land Südamerikas, mit dem Bau beauftragt wurde, orientierte sich in vielen Details an dem 1952, zwei Jahre zuvor, entstandenen Schweizer Pavillon. Er bezog sogar dessen Umfassungswand in sein Konzept mit ein. Eine davon wurde jetzt aufgebrochen, aus den Backsteinen sind Sitzbänke geworden, die nach der Biennale wieder zurückgebaut werden. Die Handzeichnungen beider Architekten sind auf einem Teppich ineinandergefügt. Ein stilles «Symbol für Öffnung und Nachbarschaft», wie die Kuratoren Karin Sander und Philip Ursprung sagen, im Kleinen, damit sie auch in der grossen Welt gelingen kann. Eine der schönsten Gesten dieser Biennale.

Die Architekturbiennale dauert bis zum 26. 11.

David Adjaye



Geboren 1966 in Tansania, aufgewachsen in Ägypten und Saudiarabien, gilt Sir David Adjaye heute nicht nur im globalen Süden als einer der wichtigsten Architekten.

Eiskaltes Kalkül

Nächste Woche kommt «Arielle, die Meerjungfrau» ins Kino.

Der Film ist Ausdruck eines zynischen Disney-Marketings.

Der Unterhaltungsgigant Disney hält eisern an der Unsitte fest, seine alten Zeichentrick-Klassiker als Realfilme zu rezyklieren. Mit Nostalgie und dem Versprechen von gegenwärtigen Aktualisierungen sollen die Zuschauer gewonnen werden. Nun, auch «The Little Mermaid», der nun in die Kinos kommt, hätte es nicht gebraucht. Einmal, weil das Original von 1989 immer noch als phantastisches Familienmusical funktioniert. Gleichzeitig ist die «Meerjungfrau findet Traumprinzen»-Geschichte unangenehm aus der Zeit gefallen: Kann man so eigentlich nicht mehr machen.

Die Macher um Regisseur Rob Marshall aber haben schliesslich grosse Änderungen vorgenommen: Die Besetzung der schwarzen Halle Bailey als rebellische Arielle, die im kollektiven kulturellen Gedächtnis als bleiche rothaarige Frau abgespeichert ist, hat für grosses Aufsehen gesorgt. Von den einen als überfällige, ja progressive Korrektur mächtiger Narrative im Zeichen von Diversity gefeiert, fühlten sich einige herausgefordert und provoziert. Eine schwarze Meerjungfrau? Jetzt nehmen sie uns auch noch die alten europäischen Märchen weg.

Sicherlich, «Arielle» basiert auf dem Märchen des dänischen Schriftstellers Hans Christian Andersen von 1837. Darin ist das Mädchen weiss. Doch wer in seinem Leben eine echte Meerjungfrau gesehen hat, werfe den ersten Stein gegen Bailey. Fiktion gründet nicht in einer Wahrheit, sondern in der Freiheit, sich eine andere Welt vorzustellen, wie man eben will. Auch Andersen kann hier keine Wahrheit pachten. Das starre Festhalten der Aufgebrachten an Tradition und Ursprung ist ein Beharren auf der Deutungs-hoheit.

Zugleich ist es leicht durchschaubar, dass diese Entscheidung vonseiten Disneys nicht mehr als eiskaltes, gar zynisches Kalkül ist: Ein besseres Marketing konnte man sich eigentlich nicht wünschen. Und es muss schon mit der Meereshexe zugehen, wenn mit dieser Aufmerksamkeit und diesem Shitstorm nicht gerechnet wurde.

Folglich schrumpft der Sieg der Diversity auf ein Feigenblatt zusammen, das kaum verdecken kann, dass hier nur mit einem nachhaltigen politischen Wandel kokettiert wird. Statt neue und wahrhaftig widerspenstige Heldinnen ihre Geschichten zu geben, wird die neue Arielle in ein Narrativ gezwängt, das letztlich unendlich konservativ ist: Am Ende entscheidet der Herr Vater, die männliche Ordnung, dass Arielle zu den Menschen darf. Der wird zwar von Javier Bardem gespielt. Aber auch das dürfte wenig an der Moral der Geschichte ändern, dass es für das Glück einen Prinzen braucht. Nein, es reicht nicht, lediglich an der Besetzung zu drehen: Es müssen andere Geschichten erzählt werden. *Sebastian Seidler*

Kurz und gut

Literatur

Roman ★★★★★
Tonio Schachinger:
Echtzeitalter. Rowohlt 2023.
368 S., Fr. 33.90, E-Book 20.-.

Das ist ein sehr gegenwärtiges Buch über die Freiheit des jungen Menschen. Der Österreicher Tonio Schachinger erzählt diese Geschichte anhand von Till Kokorda, der ein Wiener Elitelyzeum besucht. Er ist einem autoritären Lehrer, dem Dolinar, ausgesetzt. Die Orte seiner Freiheit sind das Computerspiel «Age of Empires 2», bei dem er zu den Besten der Welt aufsteigt – und seine Freundschaft zu zwei sehr schlaun Mädchen. Ein Coming-of-Age-Roman der Sonderklasse, weil er sich durch viel Witz und eine intime Kenntnis der Themen und der Figuren auszeichnet. (PT.)

Film

Fall ungelöst ★★★★★
«La nuit du 12». Von Dominik Moll. Mit Bouli Lanners, Mouna Soualem, Bastien Bouillon.
115 Min. Im Kino.

Der französische Regisseur Dominik Moll hat einen der brutalsten Morde, die Frankreich in den letzten Jahren erschütterten, ins Zentrum seines grossartigen neuen Films «La nuit du 12» gerückt. Einen Mord, der nie gelöst wurde. Und dadurch die profane und knochentrockene Polizeiarbeit weit aus realistischer und menschlicher aufscheinen lässt, als sie in Cop-Filmen meistens dargestellt wird. Auch wenn Moll auf die für ihn typischen phantastischen Erzählelemente verzichtet, fehlt es seinem Werk – trotz dessen von Beginn weg bekanntem Ende – in keiner Minute an Spannung. (tve.)



Kommissar Yohan und Polizist Marceau drehen sich mit ihren Ermittlungen im Kreis.

Sachbuch

Gesprächsband ★★★★★
Wohin, liebe Schweiz? Hg. von Andri Silberschmidt und Esther Girsberger. NZZ Libro 2023, 200 Seiten, Fr. 32.90, E-Book 22.30.

Inmitten einer Welt, die scheinbar immer lauter und unversöhnlicher wird, pflegt dieser Band die gute schweizerische Tradition des Gesprächs zwischen unterschiedlich Denkenden über entscheidende Fragen, die die Zukunft der Schweiz betreffen. In zwölf Paaren unterhalten sich etwa die Grüne Aline Trede und der Transportunternehmer Nils Planzer über Mobilität oder Bundesrätin Karin Keller-Sutter und der Ökonom Thomas Straubhaar über Migration. Jedes Gespräch ist bereichernd, informativ – und mit dem Ziel der gegenseitigen Verständigung geführt. (PT.)

Pop

★★★★☆
Alison Goldfrapp:
The Love Invention. (Skint.)

Mit ihrem langjährigen musikalischen Partner Will Gregory bewegte sich Alison Goldfrapp immer an den Schnittstellen von Kunst, Musik und Mode. Nun schreitet sie auf Solopfad weiter. Als Produzentin und Co-Autorin setzt sie ganz auf den Klub; das kündigt bereits der Album-Opener «Never Stop» an – und so geht es immer weiter. Am stärksten ist «The Love Invention», wenn sich die Musik tief in die Beats kniet, in Disco oder Deep House abdriftet. Das ist catchy, doch nach 47 Minuten Spielzeit beschleicht uns ein für Alison Goldfrapp ungewohntes Gefühl: Die Euphorie von früheren Alben bleibt aus, die Ideen drehen sich im Kreis. (mel.)

Sachbuch

Porträts ★★★★★
Walter Mehring: Nazi-Führer sehen dich an. WBG Theiss, 232 S., um Fr. 40.-, E-Book 21.-.

1933 erschien in Berlin ein übles Pamphlet mit dem Titel «Juden sehen dich an». In Reaktion darauf publizierte der bedeutende jüdisch-deutsche Autor Walter Mehring (1896–1981) im Pariser Exil und anonym das Buch «Nazi-Führer sehen dich an». Es enthält 33 pointierte Biografien der «Götter» (Hitler, Röhm, Göring, Goebbels), «Halbgötter» (Hess, Frick, Ley, Himmler u. a.) sowie «Provinzgötter» (Streicher, von Epp u. a.). Mehrings Porträts sind entlarvend und erschütternd; Martin Dreyfus' Neu-edition zeigt nachdrücklich, was man schon 1934 wissen konnte – wenn man denn wollte. (pap.)